**„Ich wäre so gern weiter zur Schule gegangen“**

Gerda Hechenbichler, geb. Blum, erinnert sich an ihre Kindheit in Schwaz

*Erst mit dem Anschluss habe ich erfahren, dass ich einen jüdischen Vater habe. An den Tag kann ich mich genau erinnern. Ich war 14 Jahre und ging in die letzte Klasse der Hauptschule, eine Klosterschule für Mädchen. Die Direktorin war eine Nonne. Sie kam in unsere Klasse herein, streckte den Arm hoch und rief ‚Heil Hitler’. Alle Mädchen haben die Hand gehoben und mussten auch "Heil Hitler" sagen. Nur ich habe es nicht getan, es ging nicht, mein Arm hat sich einfach nicht gehoben. ‚Heb die Hand, du Saujüdin’, haben die Klassenkameradinnen gerufen. Dann hat die Direktorin das Kreuz abgenommen und das Hitlerbild aufgehängt.*

Gerda Hechenbichler ist in Schwaz in Tirol aufgewachsen und lebt seit den 50er Jahren in der Schweiz. Für das Projekt „MenschenLeben“ der Österreichischen Mediathek hat sie ihre Lebensgeschichte erzählt. Ihre Mutter stammte aus einer gutbürgerlichen Schwazer Familie und hat den Vater während des 1. Weltkrieges kennengelernt. Er war eine Zeit lang in Tirol stationiert. Damals hieß er noch Maximilian Blum von der Rosenblüth. Sie haben sich verliebt und um heiraten zu können, ist er zum katholischen Glauben konvertiert. Da musste er den Namensteil „von der Rosenblüth“ ablegen. Viel hat der Vater nicht erzählt von seiner Familie. Sie wusste nur, dass er aus Lemberg kam und in Wien studiert hat. Dann musste er direkt vom Studium weg in den Krieg ziehen. Mehr hat sie erst viel später erfahren, weil die Familie Briefe und Fotos gefunden hat.

Ab dem „Anschluss“ hat die Direktorin Gerda Hechenbichler schikaniert. Wenn die Mitschülerinnen sie als Saujüdin beschimpften, ließ sie es geschehen. Einmal befahl sie ihr, das Direktorinnenzimmer aufzuräumen. Am nächsten Tag behauptete sie, sie hätte etwas gestohlen. *Das kann ich nie vergessen, das ist mir hängen geblieben. Ich habe das zu Hause erzählt, der Papa ist zur Direktorin gegangen und hat ihr gesagt, dass seine Tochter nicht stiehlt. Er war ein sehr mutiger Mann. Das war verrückt damals, wie konnte man als Nonne so etwas machen. Es gab aber auch andere Lehrerinnen, Nonnen, die mich sehr gerne hatten und mich in Schutz genommen haben.*

Die Hauptschule konnte Gerda H noch abschließen, aber das Lehrerinnen-Seminar, für das sie schon angemeldet war, durfte sie nicht mehr besuchen. Das hat sie fürchterlich getroffen, weil sie so gerne weiter studiert hätte. *So hat alles angefangen.* Der Traum von einem eigenen Beruf wird sich erst 25 Jahre später in der Schweiz erfüllen.

Seit dem Tag der Annexion Österreichs wusste sie, dass sie anders war, sagt Gerda H. Obwohl sie auch früher das Gefühl gehabt hatte, dass ihre Familie irgendwie anders war. Aber da ging es mehr darum, dass sie und ihre Schwester zu Hause immer schön sprechen mussten, sie haben Französisch gelernt und auf dem Flügel im Wohnzimmer Klavier gespielt. Das Wohnzimmer wurde nur an Sonn- und Feiertagen benutzt. Neben dem Klavier gab es eine Couch, einen großen Bücherschrank und in der Mitte einen Esstisch. An den Wänden hingen Bilder, an ein großes Bild vom Kaiser Franz Josef mit einem dicken goldenen Rahmen kann sie sich gut erinnern.

Zu Weihnachten kamen immer die Tante und der Onkel zu Besuch, ihr Papa hat Geige gespielt, sie haben Stille Nacht gesungen und Gerda hat Gedichte aufgesagt. Das hat sie so geliebt, dass sie gar nicht aufhören wollte. Oft hat der Vater nicht auf der Geige gespielt, nur an besonderen Tagen, zu Weihnachten immer. *Und diese Geige konnten wir retten, die haben sie nicht erwischt, wie sie uns das Klavier, die Bilder und alles Wertvolle genommen haben. Ich bin von der Schule nach Hause gekommen und alles war weg. Das war schlimm. Ich hatte gerade begonnen, Klavierspielen zu lernen, und hatte eine solche Freude damit.*

Eine von Gerdas Töchtern hat sich Jahrzehnte später auf die Suche gemacht nach den Wurzeln des Vaters und ist nach Lemberg gereist. Dort hat sie mit Hilfe einer Reiseleiterin das Haus gefunden, in dem ihr Großvater aufgewachsen war. Und diese Tochter bewahrt nun die Geige als Vermächtnis auf.

Das Schwazer Stadtbuch[[1]](#footnote--1) berichtet zwar von neun Juden und Jüdinnen bzw. jüdischen „Mischlingen“ gemäß den Nürnberger Rassegesetzen in Schwaz, weiß aber nichts von den antisemitischen Übergriffen und der Plünderung der Wohnung der Familie Blum. Allen Luxus, das Klavier, die Konservenfabrik – alles haben sie ihnen genommen. Max Blum durfte seinen Beruf nicht mehr ausüben. Mit seinen Sprachkenntnissen – er konnte sieben Sprachen – konnte er mit Nachhilfe-Unterricht die Familie eine Zeit lang über Wasser halten. *Auf dem Gemeindeamt haben sie zur Mama gesagt, sie sei arisch, sie solle sich scheiden lassen, dann sei sie mit ihren Kindern in Sicherheit. Dann müssten sie keine Angst haben. Die Mama war eine sehr mutige Frau, sie hat das natürlich abgelehnt.* *Du würdest Dich doch auch nicht von dem Mann scheiden lassen, den Du liebst. Das sind so Pünktle, die mir geblieben sind, wahrscheinlich gab es viel anderes dazwischen.*

Der Vater plante mit der Familie nach Australien auszuwandern. Zu Hause standen die gepackten Überseekoffer bereit, aber nachdem endlich die Fahrkarten angekommen waren, wurden wegen des Kriegsbeginns die Grenzen geschlossen.

*Ich habe damals das ganze Ausmaß nicht verstanden. Der Papa hat das nicht verkraftet, er wurde krank, sehr krank, und sollte operiert werden. Aber der Direktor im Krankenhaus Schwaz sagte: ‚Für Juden haben wir keinen Platz.’ Auch unser Hausarzt war ein Nazi, dennoch ist er immer zu ihnen ins Haus gekommen, um den Vater zu behandeln. Sobald man es frei sagen konnte, haben viele das Abzeichen unter ihrem Revers hervorgeholt. Auch der Bürgermeister ist ein illegaler Nazi gewesen, darum konnte er nach dem Anschluss Bürgermeister bleiben. Für uns war das gut so, denn er war ein Freund der Familie. Ich bin mir sicher, dass uns deshalb unter dem Hitler nichts passiert ist. Darum verallgemeinere ich nie, wenn ich über die ‚Nazis’ spreche, denn es gab Nazis und Nazis. Uns haben viele Nationalsozialisten geholfen zu überleben.*

Mit Beginn des Krieges wurde die Lage immer schlechter. Zum Glück hatte eine befreundete Familie ein Lebensmittelgeschäft, in dem die Mutter Arbeit fand. Dadurch konnte sie Mehl und andere Lebensmittel mit nach Hause bringen und selber Brot backen. Die Mutter hatte viel Phantasie um aus wenigem was Gutes zu machen. Und von einem kleinen Bauern in der Nachbarschaft haben sie heimlich Milch bekommen. Gerda H pflegte als 15- und 16jährige ihren kranken Vater zu Hause.

*Einmal, nicht lange vor seinem Tod, hat es geläutet. Draußen stand ein uniformierter Mann und fragte nach dem Herrn Blum. Ich habe ihn in sein Zimmer geführt, wo mein Papa schwer krank gelegen ist. Er wollte ihm den Judenstern bringen. Wie er sah, dass mein Papa nicht mehr ansprechbar war, ging er und nahm den Stern wieder mit. So hat er ihn nicht mehr tragen müssen, mein Papa. Es war ein großer gelber Stern mit schwarz ‚Jude’ drinnen geschrieben. Dass man so etwas Schönes wie einen Stern nimmt, um Menschen zu diskriminieren.*

*Papa hatte große Schmerzen. Ich war immer bei ihm. Es klingt verrückt, aber es war ein schöner Tod. Er hat nur mehr ganz leise geredet. Ich bin ganz nahe zu ihm hin und er sagte: ‚Schau, da kommt sie. Die Mutter Gottes holt mich’. Er hat auf die gegenüberliegende Wand gezeigt und ist sanft eingeschlafen. Das war ein sehr berührendes Erlebnis.* Heute ist der Name von Max Blum an der Rückwand der Schwaz Pfarrkirche bei den Tafeln zur Erinnerung an die Gefallenen des Weltkriegs eingemeißelt, als Opfer des Nationalsozialismus, weil er im Krankenhaus nicht behandelt worden war.

Max Blum war ein sehr religiöser Mensch. Nach seinem Übertritt zum katholischen Glauben pflegte er engen Kontakt mit den Patern des Franziskanerklosters, die häufig zu Besuch kamen. Einer von ihnen, Herbert Huppert, war in Innsbruck aufgewachsen und hatte einen jüdischen Vater. Ab 1938 durfte er nicht mehr unterrichten, und es hieß, das Kloster würde geschlossen, wenn er nicht austrete. Er ging nach Wien und fand in der ehemaligen Rothschildbank Arbeit. Von dort schrieb er regelmäßig Briefe an die Familie, und nach dem Tod des Vaters machte er Gerda einen Heiratsantrag. *Ich habe ihn geschätzt, aber ich habe nicht gewusst, was Liebe ist. Heute wissen ja schon die 15jährigen über alles Bescheid. Ich dachte einfach, Wien ist gut. Der Papa hat gesagt, ein Mann muss gescheit sein, da dachte ich, es wird schon passen. Damals sind noch keine Bomben gefallen, man hatte noch keine Angst.*

Es folgt ein außergewöhnlicher Abschnitt in Gerdas Leben. Sie musste noch ein paar Monate auf ihren 18. Geburtstag warten, dann durfte sie mit Erlaubnis der Mutter heiraten. Er war 11 Jahre älter und sie sah mit ihren langen dicken Zöpfen aus wie ein Kind. Nach den Flitterwochen in einem Hotel am Achensee ist sie 1942 mit ihm nach Wien gegangen.

*Die Wohnung war fast leer war, in der Küche stand ein kleiner Herd mit zwei Flammen, aber ich konnte eh nichts kochen. Er konnte in der Bank essen und ich ging zur Tante Fani. Wie mich mein Mann das erste Mal zu ihr mitgenommen hat, öffnete sie mit einem Zigarettenspitz im Mund – aber ohne Zigarette drinnen, die hat es nicht mehr gegeben – die Tür und sagte: ‚Komm herein, Du Fratz.’ Ich habe sie von Anfang an geliebt. Sie hat mich in die Oper eingeführt, meine erste Oper war Othello, ich war einfach hingerissen. Im Frauenkloster in Schwaz habe ich nähen gelernt, da habe ich mir selbst ein Abendkleid genäht. Die Wohnung von Tante Fani war ein ständiger Treffpunkt für viele Juden. Mit einer Aktenmappe haben sie ihren Stern verdeckt, wenn sie zu den Treffen gekommen sind. Sie haben über alles gesprochen und den englischen Sender gehört. Im Kino gab es ja nur die Wochenschau.*

Gerda besuchte regelmäßig Freunde ihre Vaters im zweiten Bezirk in Wien. *In jedem Zimmer lebte eine Familie. Alle hatten Angst. Deshalb haben wir beim Besuch fast nichts geredet. Der Freund meines Vaters hat seine Geige geholt und gespielt, wenn ich gekommen bin. Immer wieder haben sie mit einem Lastwagen Leute abgeholt, aber niemand wusste wohin. Ihm ist es auch so ergangen, eines Tages ist er vom Arbeitseinsatz nicht mehr zurückgekommen.* *Und mir ist nichts passiert. Aber wahrscheinlich war ich einfach dumm, ich habe zu wenig gewusst. Ich habe sogar einen anderen Freund meines Vaters aus Innsbruck, Ing. Gustav Ebert, im Gefängnis besucht, wenn seine Frau ihm ein Paket geschickt hat. Ich habe keine Angst gehabt.*

*Vieles habe ich erst später erfahren und verstanden. Ich habe die Zeit in Wien wahnsinnig schön empfunden.* *Diese zwei Jahre waren meine Jugend, einfach wunderbar, nur Musik, Oper, Theater, Kaffee, Kino. Mein Mann war nicht so begeistert, aber er hat mich trotzdem oft begleitet. Zu Hause musste ich mit ihm Schach spielen, das hat mich gelangweilt. Zu essen gab es nicht viel, aber so war das eben.* *Ich war lebenslustig. Er hat Leute am Schwarzmarkt gekannt. Da hat er mir Schuhe gekauft, damals waren auch so High Heels Mode. Im Burgtheater musste ich sie dann ausziehen, weil sie mir so weh taten.* *Über Wien könnte ich Bücher schreiben.*

Nach den Nürnberger Rassegesetzen galt Gerda H als Mischling 1. Grades. Dadurch wurde sie zwar diskriminiert und konnte keine weitergehende Schule besuchen, aber trotzdem halbwegs sicher in Wien leben. 1943 wurde ihr Jahrgang zum Arbeitsdienst einberufen. Sie arbeitete in einen Betrieb am Rand von Wien, in dem optische Geräte für die Flak hergestellt wurden. Gerda wurde schwanger und brachte zu Weihnachten im Allgemeinen Krankenhaus der Stadt Wien eine Tochter zur Welt. Während sie im Wochenbett lag, gab es einen Fliegeralarm und alle mussten über den Hof rennen und in einem Heizungskeller Zuflucht suchen. Nachher bekommt sie einen schwarzen Kaffee und ein Schwarzbrot, das ist für sie bis heute das beste Essen, das es gibt. Nach ein paar Wochen ist sie mit der Kleinen zurück nach Schwaz gefahren. Sie konnte nicht stillen, die Kleine bekam nur in Wasser aufgelöste Milchtabletten und hat sehr viel geschrien. Die Heimkehr war ihre Rettung, sagt sie.

Bis zum Kriegsende und in der Nachkriegszeit lebt Gerda H in Tirol. Ihr Ehemann war im letzten Kriegsjahr eingezogen worden und kommt 1946 aus der Gefangenschaft zurück. Er bekommt eine Stelle bei einem Kinderhilfswerk, und sie leben gemeinsam zuerst in Innsbruck und dann in Kufstein. Doch die Ehe scheitert, nach der Geburt des dritten Kindes kommt es zur Scheidung. Herbert Huppert zieht nach Rosenheim und Gerda bleibt als Alleinerzieherin vorerst in Kufstein. Sie lernt Toni kennen, sie heiraten und 1955 folgt sie ihm in die Schweiz. Aber bereits acht Jahre später stirbt Toni, ihre große Liebe, auf tragische Weise. Sie steht unter Schock und muss nun für ihre fünf Kinder alleine sorgen. Über die Vermittlung einer Freundin bekommt sie eine Stelle im Rätischen Museum in Chur und macht eine Ausbildung zur Restauratorin.

Chur ist ihre Heimat geworden, dennoch bleibt sie Österreich im Herzen verbunden. Beim Schifahren drückt sie automatisch die Daumen für Österreich, und bei einem Semmerl kriegt sie Heimatgefühle. Auch Schwaz besucht sie immer wieder oder sie fährt nach Feldkirch, um für die Wiener Schnitzel „richtige Brösel“ einzukaufen. Jedes Jahr begleitet eines ihrer Kinder sie für eine Woche in ihr geliebtes Wien. Nach dem Theaterbesuch gehen sie dann ins Hawelka Buchteln essen.

Der Traum ihrer Kindheit, Schauspielerin zu werden, wurde nie Wirklichkeit. Aber ihre Liebe zu Kunst und Kultur lebt sie bis heute. Regelmäßig geht sie ins Studio ihrer jüngsten Tochter zum Tanzen. Mit über 60 Jahren beginnt sie zu malen und stellt ihre Bilder aus. Und seit ihrer Pensionierung als Restauratorin arbeitet sie bis heute, 90jährig, als Platzanweiserin im Stadttheater Chur. „Das gibt meinem Leben Struktur und viele Menschen freuen sich, mich zu sehen. Ich bin dort ein Faktotum“, sagt Gerda H und lächelt.

Gerda Hechenbichler hat ihre Lebensgeschichte im Rahmen des Oral History Projekts MenschenLeben der Österreichischen Mediathek des Technischen Museums Wien erzählt.

[www.menschenleben.at](http://www.menschenleben.at)

[www.mediathek.at](http://www.mediathek.at)

*Elisabeth Förg*

1. Schwaz: der Weg einer Stadt, Ed. Löwenzahn, 1999, S. 131. [↑](#footnote-ref--1)